

Das Kirchengeräthe.

So einfach und natürlich auch die Regel ist, daß das Nothwendige dem Nützlichen und Angenehmen vorgehen muß, so möchte es doch, nach den bisherigen Erfahrungen, nicht ganz überflüssig sein, wiederholt davor zu warnen, daß man Verwendungen zum Zwecke der Ausschmückung einer Kirche mache, so lange ihre Unterhaltung nicht gesichert erscheint. Doppelte Vorsicht aber ist zu empfehlen, wo es sich um eine Ausschmückung mit neuen Geräthschaften handelt, welche nicht geradezu unentbehrlich sind, namentlich also wenn Neues an die Stelle von Altem gesetzt werden soll. Selbst Roccoco-Möbel, die in einer mittelalterlichen Kirche einmal Platz gefunden haben, sind nur dann zu beseitigen, wenn man sie sofort durch etwas unbezweifelbar Besseres zu ersetzen vermag; und es wird dies bei dem dermaligen Stande der Kunstübung nichts weniger als leicht sein. Auch das immer mehr um sich greifende Corrigiren, Purificiren und Vereinfachen des aus der Perückenzeit Ueberkommenen, indem man z. B. Aufsätze, Krönungen und sonstiges ausgewachsenes Zierwerk beseitigt, und Alles möglichst geradlinigt zu richten sucht, muß dringend widerrathen werden. Was ein Ding einmal ist, das soll es auch ganz sein; besonders auf dem Kunstgebiete ist das Unbestimmte, amphibisch Schwankende von allen Gattungen der Ausartung die schlimmste. Die classisch gebildeten Baukünstler und Decorateure mögen ihren Bildungstrieb den eigenen Schöpfungen zuwenden, die alten aber ungeschoren lassen. Das Roccoco zeichnet sich überdies durchgängig wenigstens durch seine Pracht und sein gediegenes Nachwerk aus und verdient dasselbe jedenfalls den Vorzug vor der immer mehr um sich greifenden, bloß auf den Schein berechneten, platten Aestergothik, die selbst unter dem Aestereclasseicismus steht: je ehrwürdiger und schöner das Urbild, desto häßlicher das Zerrbild! — Die meisten modern-gothischen Werke der in Rede stehenden Art erinnern unwillkürlich an jene wunderliche Pflanzengattung, die Orchideen, deren Blumen Vögel und Insekten, Schmetterlinge, Libellen, Wespen u. s. w. nachäffend cariciren, nur daß Ersteren freilich die Unwillkürlichkeit und der frische Lebenstrieb der Pflanze durchaus fehlt.

Die katholische Kunst des Mittelalters, so groß in ihren architektonischen Schöpfungen, ist kaum minder bewundernswerth in denjenigen Erzeugnissen, mit welchen sie das Innere der Bauwerke ausstattete. Angemessenheit der Form, Brauchbarkeit, Schönheit der Arbeit, Reichthum des

Stoffes, Einheitlichkeit des Bildungsgesetzes — Alles trifft zusammen, um diese Erzeugnisse uns als wahre Mustertypen erscheinen zu lassen. Aber wie wenig Kirchen haben ihr ursprüngliches Mobiliar noch aufzuweisen, wie haben nicht auf diesem Gebiete, so weit die Raubsucht es verschont ließ, die Modesucht und der Ungeschmack gewüthet! Am ersten findet man noch in lutherisch gewordenen Kirchen — Dank der Gleichgültigkeit und der Indolenz! — solches alte Mobiliar erhalten, während die Calvinisten in der Regel Alles, selbst die Kreuze nicht ausgenommen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet, die Katholiken aber, irre geleitet durch einen falschen Verschönerungstrieb, dasselbe gegen hohlen Schwulst vertauscht haben.

Das erste und vorzüglichste Geräthe einer Kirche ist unstreitig der Altar, auf welchem die heiligen Mysterien gefeiert werden. Schon seit dem 8. Jahrhundert besteht die ausdrückliche Vorschrift, daß dieselben von Stein und zwar aus Einem Stücke sein sollen, eine Vorschrift, welcher gegenüber die hier und da zugelassenen Abweichungen nur als Ausnahmen in Betracht kommen können. Den Tisch des Hauptaltars wenigstens sollte man von anderem Materiale nicht anfertigen.

Die doppelte Bedeutung des Grabmals und der Opferstätte, welche von Anfang an sich mit dem Altare verband, gab sich auch in seiner Gestaltung zu erkennen, so jedoch, daß bald das eine, bald das andere Moment überwog. Die ältesten bekannten Altäre sind entweder tischförmig, wo denn die Platte auf 4, 5 oder 6 Säulchen und meist überdies auch noch auf einem, in der Mitte angebrachten Fuße ruhte, oder sie sind massiv, mit einer Aushöhlung im Inneren zur Aufnahme von Reliquien; die letztere Gattung ward bald vorherrschend. Auf dem Altare stand das Ciborium (S. das Glossar) oder auch wohl nur ein Crucifix, in dessen Fuß alsdann die consecrirte Hostie aufbewahrt wurde. Uebrigens pflegte man auch früher schon das Allerheiligste sowohl als die kostbaren Kirchengefäße zur Seite des Altars zu bewahren, aus welcher Sitte im Mittelalter das Sacramentshäuschen erwuchs. In dieser Periode entstanden denn auch die Altaraufsätze auf der östlichen Seite des Altars von Stein und von Holz — letztere meist architektonisch gegliederte und geschmückte Flügelbilder auf einem gallerieartigen Fuße (Predella) — bis endlich der Perückenstyl aller Regel ein Ende machte. Es bedarf wohl nach diesem kurzen historischen Ueberblicke nicht erst einer Anweisung, wo wir unsere Vorbilder zu suchen haben. Indes muß man doch auch hier vor einem zu weit getriebenen Archaismus auf der Hut sein. Die herrschende Sitte trägt, wie aller Besitz, immer eine gewisse Berechtigung in sich; wenigstens sollte man nicht plötzlich mit ihr brechen, nichts überstürzen. Es greift dies z. B. hinsichtlich des Gebrauches Platz, die Monstranz in einem Tabernakel auf dem

Altäre zu bewahren; nur geschehe dies in einer mittelst eines Thüorchens verschließbaren Nische und nicht in einem Drehtabernakel, dessen Maschinerie der Würde der Bestimmung wenig entspricht. Man hat neuerdings, gewiß in der besten Absicht von der Welt, die Puristerei vielfach so weit getrieben, daß man in romanischen Kirchen nur Möbel in romanischem Style aufstellen zu dürfen glaubte, wobei denn die absonderlichsten, um nicht zu sagen, ungeheuerlichsten Erscheinungen zu Tage kamen, indem man, bei dem fast gänzlichen Mangel an Mustern aus dem 12. oder gar 11. Jahrhundert, die Formen der Steinarchitektur, so gut es eben gehen wollte, auf das hölzerne Möbelwerk übertrug und z. B. die Bänke und Beichtstühle mit Dachgesimsen, Rundbogenfriesen u. dgl. ausstattete. Hier wie in der Architektur glaubt man den Anforderungen des romanischen Styls durch Rundbogen, denen des gothischen durch Spitzbogen ein volles Genüge gethan zu haben; freilich kennen die meisten unserer Architekten auch nicht viel mehr von diesen Stylen, und thun sie demnach, von ihrem Standpunkte aus, das möglichst Beste. Sogar Kandelaber, Rauchfässer, Schellen, Weihwasserkessel werden solchergestalt in „romanischem Style“ ausgeführt, wo denn das „Romanische“ nur darin besteht, daß die Form so plump wie möglich und nicht gothisch ist.

Einem steinernen Aufsatze ist, zur Zeit wenigstens und in den an den Rhein anstoßenden Landestheilen, der Vorzug vor einem hölzernen zu geben, weil — Dank der in der Kölner Dombauhütte wurzelnden Steinmegenschule! — eine kunstreiche, correcte Steinhauerarbeit weit eher herzustellen ist, als eine Holzschnitzerei von entsprechendem Kunstwerthe. Namentlich geht letzteren das Fantastische meist ganz und gar ab: es sieht Alles so abgequält aus, Masse und Form liegen im Hader miteinander, ein Hader, in welchem die Form ganz gewiß stets den Kürzeren zieht, so lange nicht die Bildschnitzerei wieder ganz für sich als ein abgesonderter Kunstzweig betrieben wird.

Zuweilen finden sich an der Vorderseite der Altartische zierliche Arkaden mit Statuetten. Wie reich ein solcher Schmuck auch erscheint, so möchte doch für neue Altäre, vor der Hand wenigstens, größere Einfachheit zu empfehlen sein — ein kräftig vorspringendes Sims, Gesäulchen nebst einem Kreuze, einer Palme, einem Labarum, Alpha und Omega, einem Lamm Gottes oder sonst einem altchristlichen Symbol in der Mitte — und zwar schon um deswillen, weil hier so leicht Verstöße gegen das, was sich ziemt, gemacht werden, außerdem aber auch feinere Steinmegenarbeit an diesem Orte Beschädigungen sehr ausgesetzt ist. Der passendste Schmuck sind die Altarvorhänge (nicht steife Tapeten) oder Antependien aus kostbaren Stoffen, mit welchen man nach der Farbe der Feste wechseln kann.

Gemäß den kirchlichen Satzungen sollen Altäre ohne bischöfliche Genehmigung nicht errichtet, versetzt oder beseitigt werden; sofern es nur immer thunlich ist, gebe man denselben die Richtung gegen Osten, von woher das Licht kommt.

In vielen Kirchen herrscht die Gewohnheit, an Feiertagen die Altäre mit einer Unzahl von Kerzen und Kerzchen, mit künstlichen Blumen, Draperien und allerhand Coulissenwerk, meist von Pappdeckel, auszuschnücken. Es dürfte indeß mehr als zweifelhaft sein, daß solcher Theaterapparat der Würde des Ortes entspricht und sich dazu eignet, die Andacht zu heben. So angemessen insbesondere frische Blumen hier sind, falls die Auswahl eine gute ist und das rechte Maß innegehalten wird, so unpassend sind die den Schein des Lebens heuchelnden nachgemachten, welchen ohnehin der Staub und die Feuchtigkeit bald selbst diesen Schein rauben. In nicht wenig katholischen Gemeinden Englands haben sich förmliche Vereine von Jungfrauen gebildet, um die Kirche allwöchentlich mit frischen Blumen auszuschnücken, ein Beispiel, welches gewiß auf unserem Continente nachgeahmt zu werden verdient. Die Zahl der Altarleuchter sollte in der Regel sechs nicht übersteigen; ihre Stelle ist auf der Fläche des Altars; die in jüngster Zeit als „romanisch“ aufgekommenen treppenförmigen Aufsätze mit einem Leuchter auf jeder Stufe, gehören zu den vielfachen Neuerungen, welche den augenfälligen Beweis liefern, wie wenig es an der Zeit ist, sich auf solche zu legen. Dagegen möchte ich empfehlen, wo es die Mittel erlauben, wieder wie vor Alters einen Kronleuchter, nach Art der u. A. in Aachen und Hildesheim, Lübeck und Danzig (letztere in gothischen, erstere in romanischen Style) noch vorhandenen Prachteremplare, vor dem Hochaltare aufzuhängen. Es mag hier die allgemeine Bemerkung Platz greifen, daß man hinsichtlich der Form der Geräthe sich davor zu hüten hat, allzu exclusiv zu verfahren und so aus der Scylla in die Charybdis zu gerathen, wie es meist zu geschehen pflegt, wenn man anfängt, sich von der Falschheit einer Richtung zu überzeugen. Möbelwerk erträgt, ja erfordert einen höheren Grad von Freiheit in der Behandlung, als dasjenige, was einen constructiven Zweck erfüllt, so daß schon aus diesem Grunde z. B. die Werke des 15. Jahrhunderts geeignetere Muster zur Nachahmung sind, als die des strengarchitektonischen 12. und 13. Jahrhunderts. Ueberhaupt thut man wohl daran, das erstgedachte Jahrhundert stets vorzugsweise zu Rathe zu ziehen, sobald es sich um Decorationsfragen handelt; keine andere Zeit bietet einen solchen Reichthum an Motiven und Vorbildern. Hoffentlich wird es nicht mehr allzulange bis dahin währen, daß wir keinerlei unmittelbare Muster mehr bedürfen, indem wir uns in das Bildungsgesetz der Gothik förmlich hineingelebt haben. Bei aller Einfachheit seines

Wesens, ist dieses Bildungsgesetz doch wieder so wunderbar complicirt und elastisch, es bietet so viele Combinationen und Entfaltungen dar, daß an eine Erschöpfung nicht zu denken ist, so lange man nur den Prinzipien treu bleibt. Aber auch jetzt schon sollen wir nie vergessen, daß ein Kunstwerk kein Schulpensum ist: ohne Freiheit und Leben keine Kunst, und ist es öde Pedanterei, wenn man uns z. B. einschärft, für eine im Style des 13. Jahrhunderts gebaute Kirche ja kein Geräthe anfertigen zu lassen, welches an das 14. oder 15. Jahrhundert erinnert. Mit solchen engbrüstigen Doctrinen kommt man ganz gewiß nicht weiter.

Niemals entferne man bloß um deswillen ein Geräthe aus der Kirche, weil es zum Baustyle derselben nicht paßt, es sei denn ein modernes, da es unserer Zeit allein vorbehalten geblieben ist, mit dem Kirchenstyle absolut Unverträgliches zu schaffen. Unter allen Umständen greift die Regel Platz, daß die Ausstattung der Kirche sich von der Ausstattung der Wohnhäuser und sonstiger Profangebäude überall unterscheiden,*) daß alles Gewöhnliche, Triviale aus ersterer ferne gehalten werden muß. Der Kirche gebührt das Typische, durch und durch Rechte; sie steht erhaben über den Speculationen der Industrie und den Launen der Mode; das Zeitalter der Maschinen und des „Comforts“ hat ihr keine Bildungen zu bieten. Im Mittelalter, wo Kirche und Staat sich wechselseitig durchdrangen, auf gleicher Grundlage ruheten, war eine Einheit der Kunst möglich; alles Weltliche erglänzte im Widerschein der Kirche. Möglich, daß die Luft einmal wieder ausgefüllt werde — vielleicht mit Schutt und Trümmern! — derzeit aber besteht sie noch und kann nicht ignoriert werden. Eher möblire man unsere Kirchen bäuerlich als bürgerlich; nichts widerstrebt mehr dem feierlichen Ernste des Gotteshauses, als der in der sogen. gebildeten Classe herrschende Geschmack — diese Luxus-Heuchelei, dieses Durch-

*) „ — — Und leglich mit wenigem zu vermelden, solle die ganze Kirch also rein und sauber gezieret und zugepuget sein, daß die gutherzigen Christgläubigen leichtlich mögen erkennen, daß diß ein Betthaus und nit ein Rauffhaus oder Mördergruben seye.“ Also ein interessantes Büchlein, in welchem noch die mittelalterlichen Traditionen nachklingen, wenngleich im Allgemeinen die aus Italien und Frankreich herübergekommene Renaissance sich darin geltend macht. Der Titel der selten gewordenen Schrift lautet: „Kirchengeschmuck, das ist: Kurzer Begriff der fürnembsten Dingen, damit eine jede recht und wohl zugerichtete Kirchen geziert und aufgebugt seyn solle, allen Prelaten und Pfarrherren durch das ganze Bistumb Regensburg sehr nothwendig. In Lateinischer und Deutscher Sprach sammt beigesetzten etlichen schönen Figuren. Geschrieben durch Herrn Jacob Müllern, der H. Schrift Doctoren und wolermelter hoher Stifft Regenspurg von Päpstlicher Heyl: verordneten Vicarium u. s. w. Gedr. zu München bei Adam Berg. 1591. 168 S. 4. — Das neueste und reichste Werk über den Gegenstand ist: Th. King, Orfèvrerie et ouvrages en métal du moyen âge. Bruges 1852 mit Abbildungen auf 100 Tafeln in gr. Folio.

einander ohne alle reelle Unterlage. Man wolle daher die Kirchen mit modernen Sesseln und Fenstervorhängen, mit Asphalt und Gas verschonen; fern bleibe alles Mahagonistren, Marmoristren und Bronziren, alles Plister-, Gyps- und Tapeziererwerk, überhaupt, so viel als nur immer möglich, alle Fabrikwaare, alles Gegossene, alles auf Täuschung beruhende Surrogat! Wahrheit ist das oberste Gebot. Die flimmernden Kronleuchter aus Glas belasse man den Tanzsälen; den Lithographien werde unter keinen Umständen, den Delgemälden nur mit höchster Vorsicht, zumal wenn dieselben ins Blaue hinein auf den Kauf gemalt sind, der Eingang in die Kirche gewährt.

Ein recht passender Schmuck für die Altarstufen, überhaupt für die nächste Umgebung des Altars bei feierlichen Gelegenheiten, sind Teppiche, in Bezug auf welche indeß vor den modernen Stickmustern mit Bouquets oder gar figürlichen Darstellungen gewarnt werden muß. Auch hier ist an dem alten strengkirchlichen Style festzuhalten, welcher allein der Würde des Ortes entspricht.

Links vom Hauptaltare auf der Evangelienseite ist, wie bereits beiläufig bemerkt worden, die Stelle für das Sacramentshäuschen, rechts an der Chorwand für die Piscina und die Pollennische oder den Credenz Tisch, daneben der Dreisitz für die celebrirenden Priester. Der Chor soll vom Schiffe abgesondert werden. Die Kanzel hat ihren normalen Platz im Hauptschiffe, unweit des sogen. Triumphbogens, der Taufstein links vom Haupteingange; zu beiden Seiten des letzteren sind die Weihwasserbecken anzubringen.

So die Disposition des größeren Geräthes, von welcher allerdings, selbst in Musterkirchen, einzelne Abweichungen vorkommen. Es kann sich hier nur darum handeln, eine allgemeine Richtschnur zu geben; wer sich näher informiren will, nehme die Werke von Durandus, Ciampini, Kreuser u. A. m. zur Hand und vergleiche größere, mit Abbildungen versehene Monographien, vor Allem aber die noch in ihrer Integrität auf uns gekommenen alten Kirchen. Nur einige praktische Bemerkungen in Betreff der eben namhaft gemachten Geräthschaften sollen hier folgen.

Für Sacramentshäuschen werden wir uns wohl zunächst noch an die einfachste Gattung derselben, nämlich auswärts verzierte, in die Chorwand gelegte, mit Gitterthüren versehene Nischen, zu halten haben, bis dahin wieder für jene auf zierlichen Füßen freistehenden Wunderwerke mittelalterlicher Steinmeßerkunst die Zeit gekommen sein wird. Vorbilder für beide Gattungen existiren, wenngleich meist arg verstümmelt und verschmiert, noch in großer Zahl. Bei Arbeiten dieser Art liegt die Gefahr besonders nahe, sich des Cementes oder der Steinpappe zu bedienen; es dürfte daher vielleicht nicht ganz überflüssig sein, hier ausdrücklich davor zu warnen.

Auf die h. Hostie bezügliche kurze Sprüche können auf Spruchbändern oder sonst an einem passenden Orte angebracht werden.

Schon weit seltener kommen gute Exemplare von alten Dreisitzen (sedilia) vor. Statt derselben bedienen sich fast allerwärts die Officianten bei Hochämtern beweglicher Lehnstühle, die nach abgehaltenem Gottesdienste nicht ganz selten an der Kirchestafel paradiren, was doch wohl nicht ganz in der Ordnung ist.

In Berücksichtigung der Seltenheit dieses Geräthes glaube ich auf ein treffliches, versteht sich, übertünchtes, Muster von Holz in der Carmeliterkirche zu Boppard am Rheine, so wie auf das, von M. A. Gessert (Kunstdenkmäler in Deutschland. Bd. I. S. 30) irrthümlich als „Chorgestühl“ bezeichnete, in der Kirche zu Wimpfen im Thal aufmerksam machen zu dürfen. Im Uebrigen bieten aber auch die alten Chorstühle Motive genug dar, um danach einen Drei- oder Fünfsitz (welche letztere Gattung ebenfalls, wenn auch seltener, vorkam) zu construiren.

Die Piscina (Lavatorium), östlich vom Dreisitz, hat den Zweck, die nach dem h. Mesopfer übrig bleibende Flüssigkeit aufzunehmen und besteht aus einem in die Wand eingelassenen, concaven, unten mit einer Oeffnung versehenen Becken, aus welchem jene Flüssigkeit in die Erde abgeführt wird. Es finden sich in alten Kirchen auch wohl Doppelpiscinen für die beiden Ablutionen vor dem Beginne der h. Messe und nach der h. Communion, welche letztere der Priester bis gegen das 13. Jahrhundert hin nicht vorzunehmen pflegte. Die Wiedereinführung der Piscinen wäre nicht bloß zweckmäßig, sondern es würden dadurch auch die Kirchen um einen Schmuck bereichert, welcher in seiner Art vielfach selbst mit dem der Sacramentshäuschen den Vergleich aushält.

Die Chorschranken, in Dom- und Stiftskirchen schlechterdings unentbehrlich, sind nicht weniger, wenn auch in modificirter Form, für größere Pfarrkirchen, welche einen Umgang um den eigentlichen Chor haben, sehr zu empfehlen, sowohl um ihrer Bedeutung willen (Trennung des Priester- und Laienstandes) als auch vom Gesichtspunkte der praktischen Nützlichkeit aus betrachtet. Es dient wahrlich wenig zur Erbauung, wenn man sogar in Cathedralen Laien, und zwar nicht bloß vom männlichen Geschlechte, den Domcapitularen, Priestern und Seminaristen ihre Plätze streitig machen sieht, oder wenn die im Chorumgange Stehenden oder Gehenden dem celebrirenden Priester ins Gesicht gaffen. Eine Wand von durchbrochenem Steinwerk in den Pfeiler-Zwischenräumen eignet sich am Besten zu solcher Schranke, während nach dem Hauptschiffe zu ein Lettner (lectorium) den Chorabschluß zu bilden hat. Derselbe entwickelte sich theils aus dem Ambon, theils verband er sich mit letzterem; beide waren gewissermaßen mo-

numentale Pulte, von welchem herab die Epistel und das Evangelium dem Volke vorgelesen wurden. Die meisten Lettner fielen dem modernen Streben nach „Vereinfachung“ zum Opfer, so wie der falschen Ansicht, daß es eine Unvollkommenheit eines Kirchenbaues sei, wenn darin die Anwesenden nicht mit den Augen allen Bewegungen des Priesters am Altare folgen, ihn gleichsam controliren könnten, oder wenn dem Ab- und Zufließen der Menge irgend etwas hinderlich in den Weg trete. Die Ambonoklasten, wie der Vater J. B. Thiers in seinem gewiß gerechten Eifer diese Neuerer nennt, bedachten nicht, daß der Gesang, die Zeichen mit der Schelle und sonstige liturgische Anordnungen gerade zu dem Zwecke getroffen sind, damit das Gehör dem Auge zu Hülfe komme, und daß der Chor, seinem Wesen nach, eine andere Bestimmung hat, als die Schiffe.

Um sich einen annähernden Begriff davon zu machen, welche Masse der schätzbarsten Kunstwerke jenes Vorurtheil gekostet hat, braucht man nur einen Blick auf die wenigen uns noch verbliebenen Lettner — ich nenne beispielsweise die in den Domen zu Münster und Halberstadt und der Oberweseler Liebfrauenkirche befindlichen — zu werfen oder eine Wanderung durch die englischen Cathedralen zu machen, deren Lettner meist erhalten wurden, weil die Hochkirche ihren Gottesdienst schlechthin auf das Chor beschränkt, der fragliche Abschluß desselben ihr daher sehr zu Statten kommt. Es versteht sich von selbst, daß der Lettner, dessen Thüren sich nach dem Chore hin öffnen müssen, durch Größe und Reichthum sich von dem übrigen Abschluß zu unterscheiden, überhaupt eine selbständige Construction darzustellen hat, auch wenn man ihn nicht mehr zu dem Gebrauche des Vorlesens der h. Schriften benutzen zu sollen glauben möchte. Einige Unbequemlichkeiten, wie sie allerdings mit den Lettnern verbunden sind, können um so weniger von der Wiedereinführung abhalten, als solche sich von selbst dadurch beseitigen, daß man, wie es gewiß in jeder Hinsicht rathlich ist, wieder auf die mittelalterliche Liturgie zurückkommt.

Selbst jeder Altar außerhalb des Chores ist durch irgend eine Schranke vom Volksraume zu trennen, sowohl um die obengedachte Scheidung zu bezeichnen, als weil Gedränge und Unordnung in der unmittelbaren Nähe des in der heiligen Handlung begriffenen Priesters doppelt unpassend sind.

Der Scheidebogen oberhalb des Lettners, also zwischen Chor und Schiff (Triumphbogen, Triumphthor), muß einen besonderen Schmuck erhalten, welcher seine liturgische Bedeutung hervorhebt. „Zwischen Priester und Volk solle die Bildniß des gekreuzigten Jesu Christi gegen das Volk aufgerichtet werden, damit auch hieraus die Einfältigen desto eher und leichter sich menschlicher Erlösung, wer Hausherr an diesem Orte und mit wem sie zu handeln und zu reden haben, erinnern können.“ So der oben an-

geführte Stiftsvicar Jacob Müller (cap. VII) in seiner treuherzigen Weise. Aller jener Rücksichten ungeachtet, hat auch dieser so sinnvolle Schmuck dem Drange nach freier Aussicht, oder, richtiger gesagt, nach Leere weichen müssen. Man findet wohl zuweilen in irgend einem Winkel einer alten Kirche noch ein solches Crucifix im Staube begraben und thut dann wahrlich gut, dahin zu wirken, daß es wieder von seiner ursprünglichen Stelle aus den Triumph des Kreuzes über den Tod verkündet. Aber auch in einer neuen Kirche sollte das Triumphkreuz nicht fehlen; befindet sich ein Lettner darin, so kann man es, wie früher, an demselben befestigen und darüber, etwa noch mit Maria und Johannes zur Seite, emporragen lassen; andern Falls läßt man es vom Triumphbogen herabhängen, so daß es ungefähr in der Mitte des Bogens schwebt. In manchen Kirchen, besonders in solchen, welche der Muttergottes gewidmet waren, hing statt des Triumphkreuzes das Bild derselben, meist von einem Rosenkranze umgeben auf einem halben Monde stehend, vom Triumphthore herab und zwar ein Doppelbild, so daß es vom Chore und vom Schiffe aus in gleicher Weise gesehen wurde. Ein treffliches Muster dieser Art modert neben einem noch älteren sitzenden Muttergottesbilde von Holz in der Crypta des Paderborner Domes, wohin es wahrscheinlich um dieselbe Zeit verbannt ward, als der nunmehrige bombastische Hochaltar den ausgezeichnet schönen gothischen aus Stein in das Seitenschiff verdrängte — hoffentlich nicht für immer!

Die Kanzel, früher im Wesentlichen durch den Ambo, auch wohl durch den Tragstuhl (saldisterium) vertreten, ward erst im späteren Mittelalter eingeführt und fand ihre Stelle in der Nähe der Chorschranken (cancelli, woher der Name). Einen romanischen Typus giebt es denn auch natürlich nicht. Sie ist von Stein oder ungeschminktem Eichenholz anzufertigen. Um hinsichtlich der Form nicht in geschmacklose Willkür zu gerathen, wie solches z. B. bei den weltberühmten belgischen Kanzeln, überhaupt fast bei allen aus den zwei letzten Jahrhunderten der Fall ist, befolge man das streng geometrische Constructionssystem der alten Steinmengen, welche meist das Achteck zum Grunde legten. Es ist unpassend, die Kanzeln nach Art der Schwalbennester an die Wand zu hängen; am geeignetsten ist es wohl, wenn sie in verschiedenen, sich auseinander entwickelnden Polygonen feldartig vom Fußboden aufsteigen und oben mit Feldern umgeben sind. Je nach den Mitteln, welche man zu verwenden hat, können auch, namentlich in den ebengedachten Feldern, figürliche Darstellungen angebracht werden, wie z. B. die Evangelisten oder die Kirchenlehrer, am Fußgestell ein Löwe oder ein sonstiges Ungethüm, die Macht des göttlichen Wortes über die Dämonen, das Böse symbolisirend, so jedoch, daß stets eine gewisse Bezie-

hung zu dem kirchlichen Lehramte durchblickt. Willkürliche Allegorien und Phantasiestücke sind hier am wenigsten angebracht.

Die Schalldeckel über den Kanzeln machen sich in der Regel viel zu breit. Statt dieselben ganz einfach als Beiwerk zu behandeln, erdrückt man damit nicht selten förmlich die Kanzel, indem man eine schwere und überladene, in ganz unnatürlicher Weise aus der Wand hervorstachsende Structur darüber schweben läßt. Wie anderwärts durch das Zuwenig, so pflegt man hier durch das Zuviel zu sündigen: eine der Grundform der Kanzel entsprechende, mit einem Kranze verzierte Ueberdachung möchte wohl am angemessensten sein. Die passendste Stelle für die Kanzel ist an einem Pfeiler auf der nördlichen oder südlichen Seite des Hauptschiffes in der Nähe des Triumphbogens, so daß der Priester zum Volke sprechen kann, ohne dem Altare den Rücken zuzukehren; keinesfalls darf sie im Chore ihren Platz finden, oder gar seitwärts vom Altare, wie solches eine von der Königl. Ober-Baudeputation zu Berlin im Jahre 1835 erlassene Instruction, in welcher überhaupt gar viel wunderliche Rathschläge zu lesen sind, auch für katholische Kirchen empfiehlt.

Der Taufstein, welchen die ebengedachte Instruction gleichfalls in die Nähe des Altars verweist, gehört an den Eingang der Kirche gegen Norden. Durch die h. Taufe treten wir ein in die streitende Kirche. Schon die Bezeichnung weist darauf hin, daß er der Regel nach aus Stein anzufertigen ist; Metall, mit Ausnahme des Eisens, kann indeß auch zur Anwendung kommen, wie es denn namentlich ausgezeichnet schöne alte Taufbecken aus Bronze giebt. Der Taufstein soll auf einige Stufen erhöht und so groß sein, daß er Wasser für ein ganzes Jahr hält. Um letzteres vor Verunreinigung zu bewahren, ist er mit einem verschließbaren Deckel zu versehen, wo möglich mit einer Vorrichtung zum Aufziehen desselben. Bis zur gothischen Periode ruhte das Becken häufig auf Säulchen; später ward das Ganze, in ähnlicher Art wie die Kanzel, vom Fuße aus geometrisch entwickelt, meist unter Zugrundelegung des Achtecks. Auch zur Ausschmückung dieses Geräthes kann man entsprechende Symbole anbringen, jedoch sparsam und mit Vorsicht, damit alle Spielerei wie alle Ueberladung fern bleibt. Wo es bei dem Neubaue einer Kirche die Mittel gestatten, ist es sehr angemessen, eine besondere Taufcapelle (baptisterium) derselben anzufügen und zwar in der Nähe des westlichen Thurmes.

Die Orgel soll, wie sie den Gesang nicht übertäuben darf, auch die Harmonie der Architektur nicht stören; man vergesse nicht, daß dieselbe ihrem Wesen nach ein Geräthe und kein Bauwerk ist, wenn gleich man ihre Verfertiger Orgelbauer zu nennen pflegt. Nirgendwo anders viel-

leicht liegt die Gefahr näher als hier, daß sich der Theil auf Kosten des Ganzen geltend macht; wie manche Kirche weiß davon zu erzählen! — Hat man doch sogar im Dome zu Ulm die prachtvolle Thurmhalle durch einen äußerst kostspieligen Orgelcoloss verballhornt, während es an den nöthigsten Mitteln zur Erhaltung und Instandsetzung des Bauwerkes gebrach und die Bauführung in Rath- und Planlosigkeit hin und her schwankte.

Zwar kommen schon im früheren Mittelalter Orgeln von großem Umfange vor; allein es waren dies Ausnahmen und bald erhob sich auch Widerspruch dagegen. Zur Zeit aber hat man um so weniger Veranlassung, Colosse zu errichten, als die heutige Technik überhaupt mit weit compendioseren Instrumenten dieselbe Kraft des Tones zuwege bringt. Mit großer Vorsicht sind dahingegen die Surrogate aufzunehmen, welche unsere Zeit für die Orgel überhaupt, eben so wie für die Glocken, darbietet, mögen dieselben sich auch unter einem noch so vornehmen Namen, wie z. B. Orchestrion u. dgl., ankündigen, womit man in der Regel die Gimpel zu fangen sucht. Die Pfeifen eignen sich einmal schlechterdings nicht zu rein architektonischen Gestaltungen; man muß sie sich ruhig als das zeigen lassen, was sie sind; sobald man sie zu maskiren und in eine höhere Ordnung zu erheben sucht, wird eine Caricatur daraus. Das Beste ist, sie zwanglos und möglichst zweckentsprechend zu gruppiren und das Ganze in eine dem Größenverhältniß entsprechende Umrahmung, am besten aus fantastischem Holzschnitzwerk, zu fassen. Die geeignetste Stelle für die Orgel ist bei großen Kirchen im Mittelschiffe oberhalb der unteren Bogenstellung, in der Nähe des Chores, wie sehr auch die Symmetriker darüber Zeter schreien mögen; bei kleineren wird man häufig genöthigt sein, das westliche Ende des Hauptschiffes zu wählen, obschon es sehr zu bedauern ist, daß dadurch meist das große Fenster oder die Rosette der Hauptgiebelseite im Innern unsichtbar werden. Als eine Musterorgel aus spätgothischer Zeit mag die im Straßburger Münster befindliche Orgel hier erwähnt werden, da die ursprünglichen Projecte zu derselben, nach einer alten Handzeichnung facsimilirt und herausgegeben von Chr. Schmidt, Jedermann zugänglich sind. Die schönste und nachahmenswertheste moderne Orgel, welche ich gesehen habe, ist die von dem Architekten G. Scott im Dome zu Ely in England ausgeführte; dieselbe schließt sich im Allgemeinen der Straßburger an.

In Betreff der Erleuchtung der Kirchen sind die neuen Erfindungen, namentlich das Gas, eine gefährliche Klippe. Keinesfalls sollte man im Chore, in der Nähe des Heiligthums, von letzterem Gebrauch machen; auf den Altären dürfen nach bestimmten liturgischen Vorschriften nur Wachskerzen verwendet werden. Schon das Brechen mit den Traditionen, das Haschen nach moderner sogen. Vervollkommnung hat an sich in kirchlichen

Dingen etwas sehr Bedenkliches; hier aber stehen auch noch andere sachliche Gründe entgegen. Es mag nur auf die durch den regelmäßigen Gebrauch des Gases sich allmählig in der Kirche bildende industrielle Atmosphäre hingedeutet werden, welche mit dem Dufte des Weihrauchs und des Wachses sich schlecht verträgt, überhaupt mit dem „himmlischen Jerusalem“, dessen Abbild bekanntlich die Kirche sein soll. Auch die ganze Einrichtung hat etwas recht Unästhetisches, wie z. B. das Verdecktsein der Gascanäle und das plötzliche Hervorspringen der Schnäbel, welche die dochtlosen Flammen ausspeien, und zwar dazu meist noch durch die Vermittlung von Röhren, welche Stearinkerzen nachäffen. Es fehlt hier der äußere, in die Augen fallende Zusammenhang von Ursache und Wirkung, wie ihn der ausgebildete Schönheitssinn beansprucht. In keinem Falle dürfen architektonische Glieder, wie Säulen und Pilaster durchlöchert werden, um aus ihnen die Gasschnäbel hervorspringen zu lassen. Vielmehr ist es das Beste, besondere mehrarmige Ständer zu errichten und die unterirdische Röhre in deren Fußgestell einzumünden zu lassen. Die mittelalterlichen Wandleuchten bieten die angemessensten Motive dar, welche indes im Anschluß an die hier obwaltenden besonderen Bedingungen zweckentsprechend umzugestalten sind. Früher sah man fast in allen Kirchen bewegliche Lichter-Ständer aus kunstreich geschmiedetem Eisen, meist mit steinernen Füßen. Da Eisen dem heutigen Publikum nicht vornehm genug ist, so befinden sich nur selten noch derartige Stücke in Function; es ist aber um so rathlicher, dieselben wieder zu Ehren zu bringen, als die Kunst des Schmiedens, überhaupt der stylgerechten Behandlung des Eisens, durch die Gießereien ganz und gar erstickt zu werden droht. Ueber dem Atomismus und Chemismus, worin unsere Zeit so tief steckt, hat sie das Verständniß für die Relationen der verschiedenen Materialien zur Kunst und Technik gänzlich eingebüßt; sie stampft eben Alles zu Einem Breie zusammen, der dann in die willkürlichsten Formen gegossen und geknetet wird, und alle Welt, die „gebildete“ nicht ausgenommen, ist unter der Herrschaft des ästhetischen Confusoriums so urtheilslos geworden, daß es sich geradezu Alles bieten läßt, wenn es nur wenig kostet und hübsch glänzt.

Die Kniebänke und Stühle in unseren Kirchen sollen nicht unter Verschuß gelegt und verpachtet, bloß gegen Erlegung eines Zolles zugänglich sein. Nur die höchste Noth mag derartige Einrichtungen zeitweilig entschuldigen. Jedenfalls, rathe ich, so zu verfahren, wie ich es in größeren katholischen Kirchen Englands getroffen habe, daß nämlich die verpachteten Stühle von Jedermann in Besitz genommen werden können, sobald der Gottesdienst begonnen hat, ohne daß die Zunächstberechtigten gegenwärtig sind. Es ist gewiß unangemessen, daß in einer Kirche verschlossene Stühle

leer da stehen, während viele Andächtige dieselben umdrängen und vielleicht nicht einmal so viel Platz haben, um während der Wandlung auf den Fußboden hinknien zu können. Dahingegen sollte in jeder Pfarrkirche für die Autoritäten stets ein besonderer, auch äußerlich ausgezeichnete Platz reservirt sein, wie solches in früherer Zeit allwärts der Fall war und sich aus der Natur des Verhältnisses der kirchlichen zur weltlichen Obrigkeit ergibt. Auch hier kann wieder England als Muster angeführt werden, wo man überhaupt die tiefe Bedeutung der äußeren Formen und des Ceremoniells noch zu würdigen versteht. Am ärgsten ist man in dieser Beziehung bei uns zu Lande verkommen, dank den asterphilosophischen Aufklärern und Gleichmachern, die Alles über den Haufen rennen, was nicht dem eigenen Gehirne entsprungen ist, oder doch sich vor demselben vollständig zu legitimiren vermag und welchen jede Bevorzugung ein Dorn im Auge ist, die nicht ihnen zu Theil wird. — Freilich würde eine solche Einrichtung voraussichtlich gar mancher Ortsautorität selbst nicht sonderlich zusagen, die lieber unbemerkt aus der Kirche bleibt, als in derselben durch irgend eine Auszeichnung bemerkbar wird; allein auf dergleichen persönliche Stimmungen muß man nicht allzu ängstlich Rücksicht nehmen; eine gewisse gelinde Nöthigung ist in solchen Verhältnissen sogar recht heilsam. Leider stammt das Uebel meist aus höheren Regionen, als denjenigen, worin sich die Ortsautoritäten bewegen. Der Militärstand hat, so zu sagen, alle äußere Ehre absorbirt; er hat zunächst die Staatsgewalt zu repräsentiren; selbst bis zu den Uniformen der Civilbeamten herab muß Alles, was Geltung haben soll, seinen Stempel tragen. Ob das auch etwa ein Zeichen fortschrittener Cultur ist? In England verhält sich die Sache bekanntlich anders.

Was die Form der Kniebänke anbelangt, so ist vor Allem auf den Zweck zu achten, welchem sie dienen sollen; sie dürfen keinem Style und keinem Schmucke zu Lieb unbequem werden. Von dem Saße ausgehend, daß alles Gothische Spitzbogen, alles Romanische Rundbogen zur Schau tragen müsse, hat man auch vielfach die Kirchenbänke demgemäß stylisirt und sie dann eben so häßlich als unzweckmäßig gemacht. Die Hauptsache ist gutes, unbeschmiertes Eichenholz, tüchtige Arbeit, die sich überall als solche erkennen läßt, und endlich, falls man ein Uebriges thun kann und will, Blattwerk oder sogen. Panneel-Verzierungen auf den nach den Schiffen hin gefehrten Wangen, welche oben in eine heraldische Lilie, ein in einander gerolltes Blatt oder ein ähnliches Ornament, ja aber nicht in eine Kreuzblume, die hier ganz unpassend ist, auslaufen mögen. Wo man wegen Mangels an Geld oder Raum keine Bänke aufstellen kann, lege man Binsmatten auf den Boden, welche unter allen Umständen den Kleinen meist für die Schuljugend bestimmten Kniebrettern vorzuziehen sind.

Die Beichtstühle bieten für die künstlerische Behandlung eher mehr als weniger Schwierigkeiten dar, besonders wenn man darauf ausgeht, etwas recht Schönes, Augenfälliges zu machen und das Möbel mit dem Style der Architektur im Einklang zu bringen. Das zuvor hinsichtlich der Form der Stühle Gesagte kann auch hier im Allgemeinen zur Richtschnur dienen. Es gibt eine verständige, eben so weit von Platttheit, als von Prunk entfernte Einfachheit, die hier erstrebt werden sollte, da ein Beichtstuhl, seiner ganzen Einrichtung nach, ästhetisch sehr unfügsam ist. Ueberhaupt ist die Anspruchslosigkeit weit weniger in Gefahr, sich zu verirren, als die stets auf einen gewissen Effect bedachte Absichtlichkeit, der kein Zoll breit sich entziehen kann; auch in der Kunst darf die Schönheit sich nicht aufdrängen; sie muß sich aufsuchen lassen. Insbesondere mögen sich das auch die Neugothiker merken, die uns aller Orten mit ihren Fialen, Bösen, Drei- und Vierpässen verfolgen und ganz glücklich sind, wenn sie irgendwo einen gothischen Schnörkel anbringen können; es ist das der sicherste Weg, aller Welt einen Widerwillen gegen die Sache einzusößen und das Wiederaufkommen des Aechten und Rechten für immer unmöglich zu machen.

Zuweilen ist es thunlich, die Beichtstühle in nähere Verbindung mit der Architektur zu setzen, sie gleichsam damit zu verschmelzen, indem man z. B., falls die Strebepfeiler in die Kirche hereingezogen sind, den Raum zwischen denselben dazu verwendet, wie es u. A. Pugin in der St. Georgskathedrale zu London gethan hat. Immer Sorge man dafür, daß die Beichtstühle die Gänge nicht versperren, überhaupt sich möglichst isoliren.

Das kleinere Kirchengeräthe, zu welchem wir uns nunmehr wenden, nimmt noch zartere Rücksichten in Anspruch, als das große, wenngleich es nicht so sehr in die Augen fällt. Ersteres steht meist in näherer Beziehung zu den heiligen Handlungen und den Mysterien, es wird daher auch einen idealeren Charakter an sich tragen, sich in höherer Freiheit entfalten müssen.*)

Wie wenig von den unübersehbaren Kostbarkeiten, welche die Schatzkammern und Sacristeien der Kirchen vormals bargen, ist auf uns gekommen und dies Wenige — in welchem Zustande befindet es sich! Die Unwissenheit und die Neuerungsucht arbeiteten gemeinschaftlich mit der Zer-

*) Ein sehr empfehlenswerthes Werk über altes Kirchengeräthe giebt unter dem Titel: Kirchenmöbel und Utensilien aus dem Mittelalter und der Renaissance in den Diözesen Köln, Trier und Münster — der Architekt G. W. Schmidt zu Trier in eigenem Verlage heraus. Bis jetzt sind 11 Tafeln in 2 Lieferungen, groß Folio Format, erschienen. Auch die so schätzbaren und einflußreichen „Annales archéologiques“ von Didron in Paris enthalten eine große Zahl trefflicher Muster.

störungswuth und der Habgier daran, das große Fideicommiß unserer frommen Vorfahren zu vernichten, oder doch nach allen Richtungen der Windrose hin zu verschleudern. Noch bis auf den heutigen Tag wird die Ignoranz der Kirchenvorstände von Speculanten ausgebeutet, welche allmählig Alles, was Kunstwerth hat, von den Chorbüchern an*) bis hinauf zu den Reliquiarien und Monstranzen, in die Museen und Cabinette, meist über den Canal wandern lassen. Für den Erlös wird dann die Kirche in Del gesetzt oder irgend etwas von Gyps zu ihrer Ausschmückung angeschafft! Man kann sich denken, welche hohe Meinung John Bull von der Bildung und Pietät der solchergestalt sich selbst ausplündernden Nationen hegen muß. Wie viele Bücher, Gefäße, Gewänder u. s. w. eine Kirche auch haben mag — nie soll man ans Verschachern gehen, selbst wenn der Zweck, zu welchem es geschieht, an sich ein löblicher ist. Auf solchem Gelde ruht kein Segen.

Wie bei allen anderen Kunstschöpfungen, wo es dem Dienst der Kirche galt, so zeigt sich auch bei der in Rede stehenden Gattung, und zwar hier noch in erhöhtem Maße, daß die Alten das Beste daran setzten, was sie hatten und kannten. Darum aber verloren sie nie den praktischen Zweck aus den Augen, welchem der betreffende Gegenstand dienen soll. Sieht man doch beispielsweise in dem mit erhabener Arbeit und Edelsteinen so reich ausgeschmückten Rande des vom h. Bernward herrührenden Prachtkelches zu Hildesheim ein Mundstück und in der dazu gehörenden Patene eine glatte Bahn für die h. Hostie ausgespart. Ebenso hielt man die Handhaben stets frei von vorspringendem Schmucke; man übertrieb auch das Gewicht und die Größe nicht, wie solches die Zopfzeit that, welche sogar Kirchengewänder dermaßen überlud, daß nur ein Riese sich frei darin bewegen konnte.

Die wahre Kunst bedarf, um sich zu entfalten, eines solchen Apparates nicht; im Kleinsten schon kann sie offenbaren, wes Geistes Kind sie ist, in jedem Punzenschlage, jeder Ciselur und Profilirung. Vor Allem ist dazu erforderlich, daß die Meisterhand und nicht die Maschine allerwärts sich bemerklich macht. Wohin die letztere führt, dafür liefert jeder Gold- und Silber-Schmieds-Laden einen vollgültigen Beleg. Man kommt da oft unwillkürlich auf den Gedanken, daß die Zeichner aller der Sachen ihren Kunst-

*) So wurden, um nur Ein Beispiel für hunderte, ja für tausende, anzuführen, vor wenig Jahren noch aus einer der bedeutendsten Kirchen Kölns nicht weniger als 28 pergamentene Chorbücher, größtentheils mit gemalten Initialen und Randverzierungen, für eben so viel Thaler an einen Alterthumshändler abgelassen! Besonders lebhaft ist noch immer der Handel mit alten Kirchenspißen, die nach und nach aus den Sacristeien auf die Bälle wandern zu sollen scheinen, während die Baumwolle in Erstere einzieht.

sinn an den Mißgestalten des Meergrundes ausgebildet hätten. Am weitesten wohl wird der Häßlichkeitslurus, um nicht zu sagen, Häßlichkeitscultus, in Belgien getrieben, wo eine Mischung von Chinesisch, Roccoco und Fabrikgothik an der Tagesordnung zu sein scheint, natürlich ohne die hohen technischen Vorzüge der erstgenannten Stylarten. Ob etwa das flammändische Naturell einer besonders starken Anregung bedarf?*) — Lieber bestelle man das erforderliche Geräthe bei dem ersten besten Zinngießer oder Blechschläger, als daß man nach jenem falschen, lügnerischen Prunk greift, der sich an oben gedachten Schaufenstern breit zu machen pflegt. So sind denn auch alle Surrogate, wie z. B. Neusilber, ferne zu halten, welche etwas scheinen wollen, was sie in Wirklichkeit nicht sind; Vergoldungen werden hiervon nicht getroffen, weil eben Niemand dadurch getäuscht werden soll und getäuscht wird. Im Ganzen ist es rathlich, verhältnißmäßig mehr auf eine meisterhafte Form zu verwenden, als auf das Material, wie wünschenswerth es auch immerhin sein mag, daß in beiden Beziehungen der Geist des Opfers hervorleuchtet. Erst die Verkommenheit unserer Zeit hat die tiefe Bedeutung des Weihgeschenkens in Vergessenheit gerathen lassen; höher aber als das kostbarste Naturproduct erscheint gewiß in den Augen Gottes die auf seine Verherrlichung hingeworfene freie That des Menschen, besonders im Bereiche der Kunstübung, welche ja ihrem innersten Wesen nach ein Ausfluß des Dranges ist, die durch den Sündenfall gestörte Harmonie in den geschaffenen Wesen wieder herzustellen oder doch im Bilde uns ahnen zu lassen. Es kommt aber noch hinzu, daß der kostbarste Stoff die Raubsucht am meisten anlockt. Wie viel zu Grunde gegangenes wäre noch vorhanden, wenn es dem Hunger nach Gold und Silber keine Befriedigung dargeboten hätte! Das bloß Schöne wandert doch meist nur zum Trödler oder in die Rumpelkammer und wird nicht sofort eingeschmolzen.

Was die den verschiedenen Geräthschaften zu gebende Form anbelangt, so schließt man sich auch hier wieder am besten an gute, einfache Muster aus dem Mittelalter an; der gothische Styl verdient schon um deswillen den Vorzug, weil das ihn beherrschende Gesetz am klarsten in die Augen springt. Bevor man aber Neues anschafft, sorge man für die würdige

*) Nach den Werken der Altvorderen sollte man es fürwahr kaum für möglich halten, daß in Belgien das lebende Geschlecht ästhetisch auf eine so tiefe Stufe herabgekommen sein könne, wie es durchgängig der Fall zu sein scheint, wenn man sieht, wie (von einzelnen größeren Restaurationen abgesehen) die Kirchen dort zugerichtet und ausgestattet zu werden pflegen. Meines Erachtens ist daran vorzugsweise die Allmacht schuld, welche die Delmalerei übt; sie lähmt das Interesse und den Sinn für plastische Schönheit, für gesetzmäßige Formgebung und feine Linienführung.

Herstellung des noch vorhandenen Alten; es ist ein Jammer anzusehen, in welchem Zustande des Verfalles oft die kunstreichsten, ehrwürdigsten Gefäße sich befinden. Besonders gilt dies von den Reliquienschreinen, die meist nebst ihrem Inhalte vom Rost und Staube förmlich verzehrt werden, falls nicht ein industriöser Küster sie hinter Schloß und Riegel verwahrt, um sie den Liebhabern gegen ein Trinkgeld zu zeigen. Selbst wo eine authentische Urkunde über die Aechtheit der Reliquien nicht vorhanden ist, erheischt schon die fromme Tradition eine gewisse Ehrfurcht vor Demjenigen, was ihr als Träger dient. Die „Critik“, welche in Rom und Jerusalem unausgesetzt aufräumt, und vor welcher vorerst nichts Gnade findet, was sich nicht schwarz auf weiß legitimiren kann, steht natürlich auch vor solcher Legitimation nicht stille: konnte doch selbst die Bibel in ihrem Destillirapparat nicht Stich halten! Geweihte Gegenstände sind, wie überhaupt Alles, was sich an das Andenken Derjenigen knüpft, die für den Glauben gewirkt oder gar geblutet haben, nicht für die bloße Schaulust da; wenigstens gewähre man den, wenngleich weniger gebildeten, so doch meist mit einem tieferen Verständniß von der Bedeutung der Sache begabten Andächtigen der Gemeinde in jedem Jahre einmal, etwa am Feste des Kirchenpatrons, den Anblick der Schätze und Merkwürdigkeiten, welche der Frommsinn ihrer Voreltern in die Kirche gestiftet hat. Früher bestand die schöne Sitte, bei feierlichen Prozessionen alle solche Kostbarkeiten mit herum zu führen, wo dann die Innungen und Bruderschaften, eine jede ihre besonderen Heiligthümer zur Schau trugen. Selbst die alten Evangelienbücher wurden nicht zurückgelassen; daher die besonders reiche Ausstattung dieser Bücher auf derjenigen Seite, welche dem Volke zugekehrt ward.

Kann oder will man zu solchen Gebräuchen nicht ohne Weiteres zurückkehren, so sollte man doch mindestens in der zuvorgedachten oder einer sonst passenden Art die denselben zum Grunde liegende Idee wieder zum Bewußtsein zu bringen suchen.

Was die alten Gewandungen anbelangt, so fehlt es zwar nicht an guten Mustern,*) um so mehr aber an kunstfertigen Händen, welche

*) Schon die 1852 in Grefeld stattgehabte Ausstellung hat dies zur Genüge bewiesen, wie verhältnißmäßig gering auch die Zahl der Kirchen war, welche ihr Contingent dorthin lieferten. Einen wahrhaften Schatz von mittelalterlichen Kirchengewändern bewahren der Dom zu Halberstadt und die Marienkirche zu Danzig, welche überhaupt, wie so manche andere den Katholiken entfremdete Kirchen seit der Glaubensspaltung, äußerlich, so zu sagen, stationär geblieben sind und daher auf das sorgfältigste studirt zu werden verdienen. Neuerdings hat der Seidenfabrikant Herr Casaretto in Grefeld anerkannterwerthe Versuche gemacht, alte Muster nachzubilden und den Stoffen die frühere Solidität wiederzugeben.

dieselben reproduciren können. Der Roccoco und der moderne Industrialismus haben natürlich auch das Gebiet der Paramentik überfluthet. Ersteres entfaltete auch hier wenigstens immer noch eine imponirende Pracht, während unseren Fabriken die Paramente nur Modeartikel sind, die mit den Möbelzeugen und den Papiertapeten auf Einer Linie stehen. Da nun die Mode, ihrer Natur nach, einem raschen Wechsel unterliegt, so dürfen auch die Stoffe weder theuer noch solid ausfallen; am allerwenigsten kann von eigentlicher Kunst dabei die Rede sein. Was die Maschine nicht zu bewältigen vermag, bleibt ausgeschlossen. Die Arbeit „zur Verherrlichung Gottes“ findet ja überhaupt keine Stelle in unseren nationalökonomischen Systemen. Und so wird es voraussichtlich noch eine geraume Zeit bleiben, da das Verständniß für das Rechte und künstlerisch Vollendete weit leichter verloren geht, als wieder gewonnen wird und da überdies, wie gesagt, die ganze Richtung der Gegenwart letzterem keineswegs hold ist. Aber nicht bloß der Sinn für das Künstlerische, sondern auch der Sinn für das Bedeutungsvolle, für die mystische Sprache der Kirche muß wieder aufleben, wenn es hier allgemein besser werden soll. Der Gottesdienst ist ein heiliges Drama, in welchem auch das Unscheinbarste eine in das Ganze eingreifende Rolle zu spielen hat. Schon von den Zeiten der Apostel an zeichnete sich die Tracht der Priester aus; u. A. spricht Origenes von Priestergewändern, welche ausschließlich zum Gebrauche innerhalb der Kirche bestimmt seien. Ein näheres Eingehen auf die allmähliche Umbildung dieser Gewänder, auf welche die Provincialconcilien vielfach in verschiedenartiger Weise einwirkten, würde hier zu weit führen. Ohnehin lassen sich, schon aus dem eben gedachten Grunde, durchgreifende Regeln nicht aufstellen; im Allgemeinen ist es jedenfalls räthlich, dem einmal herrschenden Gebrauche nicht schroff entgegenzutreten; das Archaisiren könnte sonst leicht das Schicksal fast aller gewaltsamen Reactionen theilen und sich auch bloß als Mode geltend machen. Ueberhaupt soll man in diesen und ähnlichen Dingen zunächst die Anordnungen der Bischöfe abwarten und nicht auf eigene Hand tiefer eingreifende Aenderungen treffen, deren Tragweite sich im Voraus nicht leicht berechnen läßt. Selbst unter den eigentlichen Gothikern dürfte sich übrigens auch wohl sobald noch nicht eine übereinstimmende, vielleicht kaum eine herrschende Ansicht herausbilden. Der Eine will bloß das zwölfte oder doch höchstens nur noch das dreizehnte Jahrhundert gelten lassen und bricht beispielsweise über alle Caseln den Stab, welche nicht, wie die des Albertus Magnus, glockenförmig gestaltet sind; Andere dagegen ziehen die mehr malerische Pracht des 15. und 16. Jahrhunderts vor und wollen der früheren Zeit nur in der Architektur den Preis zuerkennen. So liegt denn die Gefahr gewiß sehr nahe, daß die Verwirrung nur vermehrt wird, falls nicht der Impuls vom Mittel-

punkte ausgeht und gleichmäßig nach allen Seiten hinwirkt. Als das Angemessenste erscheint hiernach, mit der Beseitigung offener Auswüchse zu beginnen, das Plump, Steife und Barocke allmählig auf das rechte Maß zurückzuführen oder durch entschieden Besseres zu ersetzen, namentlich aber bei allen neuen Anschaffungen auf Solidität und Aechtheit zu sehen und nie aus den Augen zu verlieren, wie erhaben die Bestimmung ist, welcher dieselben dienen sollen. Auf diesem Wege stellt das rechte Maß sich von selbst ein. Die Mitren, Caseln und Chorkappen werden in Schnitt und Ausstattung sich mehr und mehr den besseren alten Mustern annähern; insbesondere werden die letzteren ihr steifes Ansehen verlieren und einen Faltenwurf gestatten, welcher den Bewegungen des Priesters wenigstens nicht widerstrebt. Ein Hauptschmuck der Chorkappen bestand in den auf der Brust sie zusammenhaltenden Agraßen, welche das Mittelalter so überaus kunstreich zu bilden verstand. Mögen unsere Goldschmiede sich auch daran wieder versuchen!

Den Charakter eines Kunstwerkes werden auch die Paramente allererst durch Handarbeit erhalten. In früheren Zeiten führte die opferwillige Liebe meist die Hand; eine große Anzahl von Prachtgewanden ging aus Klöstern hervor, was denn auch wesentlich zur Bildung und Erhaltung eines festen Styles mitwirkte. Das Wiederaufblühen dieser Institute so wie des kirchlichen Sinnes überhaupt berechtigt zu der Hoffnung, daß auch nach der in Rede stehenden Seite hin es sich wieder zum Besseren und Rechten wenden werde, eine Hoffnung, welche schon sich zu verwirklichen beginnt, wie denn z. B. in dem Kloster zum armen Kinde Jesu in Aachen bereits ein schöner Anfang gemacht ist. Handelt es sich doch auch hier um ein Wirken zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung seines Namens. Auch das kirchlichen Zwecken dienende Weißzeug muß durch seine äußere Erscheinung diese seine Bestimmung wieder bekunden, und nicht, wie so häufig, an die Damengarderobe erinnern. *)

Eine besondere Sorgfalt wird der Aufbewahrung alter kunstreicher Ge-

*) Um den oben gedachten, zwar unscheinbaren, aber darum keineswegs unwichtigen Zweig der kirchlichen Kunst, sammelt sich der unbekannte Herausgeber einer in Münster bei Gagin erscheinenden Schrift viel Verdienst, und wäre nur zu wünschen, daß überall bei den Abbildungen die alten Muster näher bezeichnet würden, denen dieselben entlehnt worden, so weit solches der Fall ist. Der Titel dieser Schrift lautet: Musterblätter nebst Anleitung zur Anfertigung des für den katholischen Gottesdienst vorgeschriebenen und gebräuchlichen Weißzeuges, als: Altartücher, Communiontücher, Corporale, Kelchtücheln, Alben u. s. w., insbesondere auch der Spitzenverzierungen aus Filet- und Häfel-Arbeiten in echt-kirchlichem Style. Das Werk ist namentlich den Frauen zu empfehlen, und zu hoffen, daß die Fortsetzung nicht allzulange auf sich warten läßt.

wandstücke zuzuwenden sein; statt dieselben beispielsweise zu verpacken und einzuschließen, hänge man sie einzeln, so weit es nur immer thunlich ist, frei hin, und zwar in einem möglichst trockenen Locale; auch ist es räthlich, alles Derartige nicht ganz außer Gebrauch zu setzen, selbst wenn es schadhast sein sollte. Will man Herstellungen daran vornehmen lassen, so geschehe dies mit großer Umsicht und von durchaus kundiger Hand; im Zweifel restaurire man auch hier lieber zu wenig, als zu viel. Ein altes, selbst beschädigtes Messgewand thut der Würde des Cultus wahrlich keinen Eintrag. Ueberhaupt gereicht Allem, was Letzterem dient, das Alter eher zur Zierde; die Kirche hat auch eine historische Bedeutung, deren Reflexe, wo immer sie hervortreten mögen, sorgsam gewahrt, wenigstens nicht ohne Noth verwischt werden sollten.

K i r c h l i c h e M u s i k .

Mehr als irgend ein anderer Kunstzweig ist die Kirchenmusik ein integrierender Theil der Liturgie und an ihre Regeln gebunden. In einem jeden Bauwerke kann immerhin der Gottesdienst noch ganz würdig gefeiert werden; durch einen unfirchlichen Gesang dahingegen wird sein ganzer Charakter entschieden beeinträchtigt. Der Gesang, die Musik, dienen wesentlich zur Vermittlung des richtigen Verständnisses der liturgischen Handlungen; sie sind gewissermaßen die gesteigerte, in eine höhere Sphäre gehobene Rede. Auf ihrem Gebiete darf daher am wenigsten das individuelle Ermessen oder gar reine Willkür herrschen; an sie vor Allem ist die Anforderung der Wahrhaftigkeit im höchsten Sinne des Wortes zu stellen, d. h. sie muß überall der Ausdruck des innersten Wesens der Kirche sein, welcher sie dient. Da aber wohl Niemand einen tieferen Einblick in dieses innerste Wesen haben kann, als die Kirche selbst, so läge es schon um deswillen und abgesehen von allen positiv verpflichtenden Satzungen sehr nahe, an das individuelle Belieben oder den grade herrschenden Zeitgeschmack den Maßstab jener Autorität zu legen. Dadurch aber kommt man zu dem unabwieslichen Ergebnis, daß der altkirchliche Choral, der gregorianische Gesang zugleich den Ausgangs- und Mittelpunkt für unsere kirchliche Musik bilden muß. Zuerst festgestellt durch den gottbegeisterten Papst Gregor den Großen in seinem Antiphonarium wurde er von Land zu Land, von Generation zu Generation fortgepflanzt und fand auch selbst an welt-